

Bertschinger, Matthias: *Freiheit und Krisis – Psychoanalyse des Autoritarismus und psychoanalytische Rechtsanthropologie*. Schwabe, Basel 2020, 566 Seiten

Von Peter Widmer

Es ist ein sehr schön gemachtes Buch, das uns der Autor und der Schwabe Verlag präsentieren, mit einer beträchtlichen Seitenzahl, einem umfangreichen Literaturverzeichnis, mehr als tausend Fußnoten und einem achtseitigen Autorenregister. All das weckt Erwartungen, erst recht, wenn Titel und Untertitel des Buchs ernst genommen werden. Unwillkürlich denkt man an die Studien von Adorno und Horkheimer über den autoritären Charakter, an die antiautoritäre Bewegung der 68er Jahre und all die Literatur, die über weite Strecken psychoanalytisch inspiriert war. Auch das Geleitwort von Daniel Hell – dem früheren Direktor der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich, besser bekannt unter dem Namen »Burg-hölzli«, und heutigem Leiter einer

privaten psychiatrischen Klinik (Hohenegg) – bestätigt die hohen Erwartungen: Es ist voller Empfehlungen für das Buch, das einen hohen Erkenntnisgewinn verspreche, auch werde man Zeuge eines verheißenen Neuanfangs, denn Bertschinger setze im vorliegenden Werk da an, wo andere aufhörten. Seine fundamentale Kritik am modernen Rechtsverständnis basiere auf der Überzeugung, dass in der modernen Rechtstheorie und ganz allgemein in der heutigen Soziokultur Grundlegendes von dem, was den Menschen letztlich ausmache, verdrängt werde (S. 13). Hell weist vor allem auf die Tragweite von Begegnungen hin, die in unterschiedlichen Ansätzen in Philosophie, Anthropologie, Daseinsanalyse und Psychoanalyse herausgearbeitet,

aber in den Rechtswissenschaften nicht die Beachtung gefunden hätten, die sie verdienen würden.

Bertschinger beginnt seine Ausführungen, indem er einen weiten Horizont absteckt: »Dabei bedient sich die vorliegende Analyse sinnkritisch-psychoanalytischer, existenzial-ontologischer, phänomenologisch-hermeneutischer sowie ideologiekritischer und sprachanalytischer Methoden« (S. 17). Damit beginnt das, was seinen Ausführungen nicht gut bekommt: Sie werden eklektisch, er hüpfert von einem Zitat zum anderen, so, als ob alle Autoren, von der Antike bis in die Moderne, dasselbe erkannt und gesagt hätten, nämlich dass es im Menschen etwas Unverfügbares gibt, die Freiheit, die Bertschinger – darin liegt andererseits eine Stärke des Buchs – nicht idyllisch auffasst, sondern als Trauma.

Zu welch grotesken Aussagen sein Eklektizismus führt, lässt sich an zwei Beispielen darstellen, die stellvertretend für viele andere stehen:

»Lacan beerbt Sartre, Sartre beerbt Heidegger und Heidegger beerbt – parasitär (Rentsch), ohne dies explizit zu machen – die gesamte philosophische und theologische Metaphysik.« (S. 92)

oder:

»Als Über-Ich-Diskurs verstand Hegel das Recht (den

Rechtsdiskurs) als eine – in einem *epistemologischen, transethischen* (also *nicht-normativen*) Sinn – *falsche Praxis*, die die Einsicht in die Bedingungen der menschlichen Freiheit blockiert und zu einer pathologischen Lebensform führt.« (S. 520)

Folgt man seinem Verständnis von Freiheit, so werden Anlehnungen an Heidegger erkennbar, an die Differenz zwischen Ontologischem und Ontischem, an die Auffassung, dass der Mensch die Freiheit nicht hat, sondern die Freiheit ihn hat. Mit dieser These konfrontiert er die Psychoanalyse, wobei vor allem Freud, Fromm und Lacan als Referenz dienen. Dabei kommt eine Schwäche seiner Argumentation zum Vorschein, die schwerer wiegt als der Eklektizismus. Sein Verständnis von Psychoanalyse ist miserabel und beeinträchtigt seine Argumentation empfindlich. Dazu ein paar wenige Beispiele, sie ließen sich vervielfachen. So sagt er über Freuds Triebverständnis:

»Freuds Hermeneutik des Triebwunsches reduziert den Menschen auf ein Tier.« (S. 471)

Von der grundlegenden Unterscheidung zwischen Instinkt und Trieb scheint Bertschinger noch nie etwas gehört zu haben. Unhaltbar ist sodann sein Verständnis von Psychose:

»Neurose hat die Psychose, den Realitätsumbau, zur Grundlage, und Psychose rebelliert gegen die präpsychotische Öffnung des Geistes ...« (S. 65)

oder:

»Beim Fallen in Lacans ›Psychose‹ fällt das Subjekt nicht aus dem Symbolischen (verstanden als Sprache, Logos) heraus, sondern im Gegenteil *überhaupt erst* in einer ausgesetzten Weise in die Sprache *hinein*. Sprache ist dann *mehr* als eine Sprache des Über-Ich-Diskurses.« (S. 440)

In einem solchen Zitat lässt sich beim besten Willen nicht einmal eine entstellte Wahrheit finden. Das gilt auch für seine Gleichsetzung von hysterischem Diskurs mit Psychose (S. 206) oder die Behauptung, dass die Diskurstheorie nur das Vernunft-Ich, nicht auch das kastrierte Ich kenne (S. 402). Wenn man auch nur ein bisschen Ahnung hat von Lacans Diskursmathemen, weiß man, dass das schräggestrichene Subjekt eben gerade das kastrierte Subjekt ist, das deshalb nach Objekten sucht, die Lacan mit dem Buchstaben *a* (für *autre*, anderer) abkürzt. Unverzeihlich ist auch, wie er, man muss schon sagen: unverfroren über die Liebe spricht, wie Lacan sie aufgefasst habe:

»Die lacanianische Psychoanalyse kennt *keine Freiheit oder Liebe*, verstanden als Transzendieren oder *In-der-Welt-sein* – es sei denn als präpsychotische Dekompensation, die Lacan ›Psychose‹ nennt.« (S. 364)

Aber seine Ignoranz, die er oft mit blühender Fantasie überdeckt, gilt nicht nur Freud oder Lacan, sondern auch Philosophen. Dazu ein letztes Beispiel:

»Mit Hegel fing eine Austreibung des Absoluten aus der Philosophie an, die sich heute als *Absenz der Theorie* präsentiert ...« (S. 295)

Wenn einer Denker des Absoluten genannt werden könnte, dann gewiss Hegel. Da nimmt einer den Mund zu voll, überfordert sich massiv, obwohl er den Eindruck erweckt, den Leser zu überfordern, der ob so vieler Autoritäten, die er zitiert und so vielen Begriffen, die er braucht (Kenosis, Metanoia, Aletheia, Kairos, Ananke, Plethora, Ekstatis und andere) sich recht ungebildet vorkommt und froh ist, ab und zu einem Gedanken folgen zu können. Dass sich mit zunehmender Lektüre kein Zuwachs an Vertrauen in Bertschingers Aussagen ergibt, liegt auch daran, dass er häufig auf Sekundärliteratur zurückgreift, wenn es geboten wäre, Originale herbeizuziehen. So ergibt sich der Eindruck einer Beliebigkeit des

Zitierens, um nicht einen stärkeren Ausdruck zu verwenden.

Das alles schadet vor allem Bertschingers Intention, für die Schwachen, Rechtlosen einzustehen, den Autoritarismus zu bekämpfen, ihnen nicht, wie es so viele tun, eine Stimme zu leihen, sondern sie aufzufordern, ihre Stimme im eigenen Namen zu erheben, sich nicht unterkriegen zu lassen.

Er geht diese ethisch begründete Überzeugung von zwei Seiten an: Einerseits versucht er, die Abwehr der Freiheit aufzudecken, die eng mit der Erfahrung von Unvollkommenheit, Mangel, Angewiesensein auf Andere, kurzum: mit Schwäche, Hilflosigkeit verknüpft ist. Er macht hier auch Bezüge zum Kapitalismus, der diese Abwehr stützt, aber er zeigt auch, dass die menschlichen Unzulänglichkeiten dadurch abgewehrt werden, dass diese Züge, die bei sich selbst so schwer zu ertragen sind, auf andere überwälzt werden, sodass Projektionen auf die Schwachen entstehen, Rassistheorien, Geringschätzungen und Ausgrenzungen von Flüchtlingen, Verachtung von Frauen, Gewalt und anderes mehr. An dieser Stelle ließen sich noch viel mehr Bezüge zwischen Daseinsanalytik und Psychoanalyse herstellen, sie setzen aber ein anderes Vertrautsein vor allem mit Psychoanalyse voraus. Andererseits wendet sich der Autor nicht nur an die Intellektuellen, sondern auch an diejenigen, die sich nicht getrauen, ihre

Stimme zu erheben, sich Gehör zu verschaffen und bloß über ihre Position, Opfer zu sein, klagen. Für sie hat Bertschinger sogar einen Imperativ erfunden, etwas umständlich formuliert:

»Wehre nicht stellvertretend in Intellektuellen, die ihre Stimme gegen Hass und Ausschluss erheben, das Wissen ab, dass Du Deine eigene, unverfälschte Stimme nicht erhebst.« (S. 373) —